

Der heißeste Sommer seit Beginn der Aufzeichnungen ist mein schweigsamster. Ich sitze auf der Holzbank vor dem hinteren Tor und warte. Die Wunden an meinen Lippen heilen langsam. Das hintere Tor geht auf eine Wiese hinaus, darauf eine Trauerweide, eine Rotbuche und einige Kiefern, dann beginnt das Unterholz, in einiger Entfernung der Wald. Rechterhand ein Graben, jenseits davon Äcker, die Hügelketten, hinter denen die Sonne untergeht. Die Maus hat sich erstmals am zweiten Tag gezeigt und rasch begriffen, dass von mir keine Gefahr droht. Ihr Erdloch ist nur einen Schritt von meinen Füßen entfernt. Es unterscheidet sich von den anderen, es führt schräg in die Erde, über eine Art Vorhof. Manchmal kann ich den Bewegungen der Maus folgen. Als fahre ein leichter Wind hie und da ins Gras. Einmal springt sie unvermutet hoch in die Luft, dreht sich, landet und ist weg. Ich höre mein Lachen im selben Moment, in dem ich das Blut schmecke. Die Lippe ist an der Naht aufgerissen. Unvermeidlich, hat die Ärztin gesagt. Wenn ich lange genug reglos, mit leicht geöffneten Lippen, auf der Bank vor dem Tor sitze, vergesse ich es bisweilen. Bis ich die Zunge bewege, um die trockenen Lippen zu befeuchten, und an die harten Operationsfäden gerate. Sobald ich den Mund schließe, spüre ich die Schwellungen wieder. Selten passiert es, dass ich mit der Hand unbeabsichtigt die Krusten berühre. Ich habe schnell neue Reflexe entwickelt. Nicht zu lachen. Der Taxifahrer, der mich vom Krankenhaus in die Wohnung fuhr, sagte: Schlechter Mann? Es war keine Frage. Ich war unfreundlich. Erst am nächsten Tag begriff ich, dass ich nicht lächeln kann. Hier habe ich wenig mit Menschen zu tun. In dem Geschäft im Ort haben sie sich an mein Gesicht gewöhnt, mittlerweile behandeln sie mich auch freundlich. Vermutlich sind Gerüchte im Umlauf, die Mitleid nahelegen. Selten sieht man jemanden auf der Straße gehen. Die Leute fahren in ihren Autos und halten die Fenster geschlossen, wegen der Klimaanlage. Ich grüße mit Handzeichen, wenn ich Bauern begegne, die hoch oben auf ihren Maschinen über die Felder fahren. Im Radio wird stündlich durchgesagt, körperliche Anstrengung im Freien sei zu vermeiden. Auf ausreichend Flüssigkeitszufuhr sei zu achten. Offenbar geschwächten Personen sei Hilfe zu leisten. Andere Spaziergänger treffe ich nicht. Auf den Wegen zwischen den Äckern rennen vor meinen Füßen kleine graubraune Körper hin und her. Scheinbar zahllos sind die Feldmäuse und schneller, als ich schauen kann, ständig fürchte ich eine zu zertreten. Vor allem in der Nachmittagshitze finde ich Stellen, in den Waldstücken an den Nordhängen oder in den Senken, wo die Windstille vollkommen ist. Dann nehme ich den breitkrepigen Strohhut ab. Die Ärztin hat gesagt, ich solle nicht in die Sonne gehen, wegen der Narbenbildung. Abends sitze ich vor dem hinteren Tor. Die Mücken tanzen unter den Bäumen im letzten Licht. Ein Ton ist in der Luft, so hoch und fein, dass ich nicht sagen kann, woher er kommt, ob er überhaupt da ist. Vielleicht dringt er tief aus der

Erde, wo Nester voller nackter Würmchen sind. Vor dem Schlafengehen tupfe ich rostbraune Tinktur auf die Nahtstellen an meinen Lippen. Am Morgen werde ich die dunklen Hautstücke mit den Zähnen abnagen, sehr behutsam, um nicht die Naht erneut zum Reißen zu bringen. Im Schlafzimmer mit den alten Steinwänden ist es kühl. Hier herrschen ein eigenes Klima und eine andere Luft als draußen. Steinwände atmen. Ich gleiche meine Atmung an. Nach einigen Stunden Schlaf finde ich mich im Zimmer wieder. Ich höre sie, über meinem Kopf, außen an der Mauer entlang. Ich kann die Horde sehen, von der einer sich abgesondert hat, aber ich rühre mich nicht. Ich bin vom Schlaf zu schwach, um einen Finger zu krümmen. Immer ist es ein Schlag, der mich weckt, diesmal gegen den Bettpfosten links unten. Die Arme liegen schwer neben dem Kopf, nach oben angewinkelt, meine Flanken ungeschützt. Einer steht an meinem Bett. Versuche, die Muskeln anzuspannen. Der linke Fuß zieht sich unter die Decke zurück, ist kalt. Mich fröstelt. Ich bin allein im Zimmer. Ich kann nicht sehen, was außen an der Mauer vor sich geht. Ein Stampfen dringt durch die Wand. Die Gemeinde feiert Zuckerrübenfest. Der Bass wird als Erschütterung von der Steinwand übertragen. In der Dunkelheit meines Zimmers könnte sich leicht jemand verbergen. Lautlos müsste ich aus dem Bett gleiten, dicht über dem Boden entlang in die Küche. Die Lade mit den Messern öffnen und eines herausgreifen, ohne Zögern und ohne mich an einer Klinge zu schneiden. Schon vorher wissen, wie ich zu stehen komme, mit dem Rücken zur Wand, um nicht von hinten überrascht zu werden. Beide Hände oben, neben dem Kopf, unfähig zur Bewegung, reiße ich mich hoch. Das Zimmer ist gefüllt mit Licht. Auf Leben oder Tod musste ich mich verteidigen, es ist mir nicht einmal gelungen, eine Hand zur Faust zu ballen. Die Morgensonne scheint direkt ins Zimmer, gleich werde ich Fenster und Türen aufstoßen, damit der Raum nicht im Licht ertrinkt oder vor Helligkeit birst. Mit mir selbst kann ich leise bis zur Unhörbarkeit sprechen. Ich muss mich nicht um deutliche Artikulation bemühen. Maus, wiederhole ich, eine Maus. Aus dem Telefon an meinem Ohr höre ich Silvius lachen. Die Maus scheint heute ausschließlich das Erdloch zu meinen Füßen zu benutzen, das ich für den Haupteingang halte. Sie muss sich gefürchtet haben in der Nacht. Für die kleinen Körper in ihren Höhlen sind die Bässe wie Erdbeben. Candy Baby, sage ich zu Silvius. So nennen sie das Zuckerrübenfest. Da hatten sie nicht viel zu feiern, sagt er. Siebzigprozentiger Ernteausfall. Die Zeitungen schreiben von der Jahrhundert-Feldmausplage. Die Feldmaus ist an den deutlichen Saumpfaden zu erkennen, die zwischen den Löchern zu ihrem Höhlensystem verlaufen. Die Bauern sagen, die Äcker bestehen nur noch aus Löchern, bei jedem Schritt sinke man ein. Nun wird tief gepflügt, um die Höhlen und die Nester zu zerstören und möglichst viele Tiere zu töten. Die Maus sitzt vor ihrem Loch. Sie begnügt sich

mit dem, was sie in der Wiese findet. Fütterst du sie? Ich habe ihr gezeigt, wo im Keller Maiskörner und Nüsse lagern, habe einmal eine Spur gelegt zu dem Durchschlupf, der in der Toreinfahrt ins Gemäuer führt, zwischen zwei Steinen. Damit sie es weiß, für den Fall. Seit einigen Tagen sehe ich auffallend viele tote Mäuse auf den Wegen. Das Fell der Leichname ist dunkel, klatschnass sehen sie aus und liegen auf staubigen Feldwegen und knochentrockenem Asphalt. Vor der Lagerhalle am Rand der Ortschaft hantiert ein Mann an einer Maschine, neben ihm sind Zuckerrüben aufgeschüttet. Ich deute auf die Rüben. Die Mäuse? Alles hin. Was kann man dagegen tun? Ein einziges Gift, sagt er, dürfen wir verwenden. Sind die Mäuse, die überall herumliegen, daran gestorben? Er schaut mich an, von den Lippen mit der Naht schnell weg, über die kurze Hose hinunter zu den Sandalen. Sind Sie ein Tierschützer? Es interessiert mich, sage ich. Er glaube, dass die Mäuse in ihren Gängen krepieren. Aber darüber hat er noch nicht nachgedacht. Ich bewege mich langsam und versuche nicht, schneller zu atmen. Ich passe meine Atmung der Hitze an, wie ich sie jener der Steinwand angleiche. Während des Tages bilden sich Schichten. Für jede Stunde des Tages eine Schicht Schweiß auf der Haut und die zunehmende Benommenheit und das Kleinerwerden. Mit der Benommenheit von vielen Stunden gehe ich durch das weichere Licht des späten Nachmittags. Sehr klein setze ich mich auf die Bank vor dem hinteren Tor. Ich begrüße die Maus mit einem Kehllaut. Wenn die Sonne tief steht, wenn ich den Blick senke und wenn ich es nicht erwarte, erscheint etwas an meinem Horizont. Dämmert herüber aus der vergangenen Nacht, war bloß zurückgetreten im hellen Tag. Gestalten, Landschaften, ein Hügelkamm, im Dunst des Sonnenuntergangs zugleich die ferne Linie des Ozeans. Der Dunst ein Gemisch aus Sauerstoff und Wassermolekülen, gestreutes Licht. Unter der Wasseroberfläche wachsen dicht und tiefrot die Algen. Über den Weinbergen verglüht die Sonne. Das ist das Abendrot. Aber manche von denen, in deren Umzüge ich nachts an der Steinwand gerate, führen Fischernetze mit sich und, an Stecken aufgehängt, blutige Felle, vom selben Rot, es könnten auch Stücke aus dem Algent Teppich sein. Ehe es so dunkel wird, dass ich sie nicht mehr sehen kann, taucht noch einmal die Maus auf. Feldmäuse kennen nicht Tag und Nacht wie wir, sie sind drei bis vier Stunden tätig und ruhen dann ebenso lange. Schläfst du? Nein, sagt Silvius. Doch, ein bisschen, meistens ab fünf Uhr. Auch das Feuer schläft nicht. Du kannst das Feuer hören. Ein sehr hohes Pfeifen. Du kannst hören, wie es die Luft an sich zieht. So wie du, wenn du deinen Spray brauchst? Vielleicht. Silvius weiß nicht, wie sein Atem in meinen Ohren klingt. Wo brennt es im Moment? Silvius überlegt, ehe er antwortet. Die größte Fläche brennt in Sibirien. Manchmal geht er nach der Ausbreitung der Brände vor, manchmal nach Breitengraden, nach Weltregionen oder nach Art des Feuers.

Über Kanada gelangt er nach Brasilien. Auch in Indonesien brennt Regenwald. Griechenland, Spanien, Gran Canaria nicht zu vergessen, Portugal. Eigentlich ganz Südeuropa. Deutschland. Im Vergleich eine winzige Fläche, sagt Silvius. Der größte Brand der deutschen Nachkriegsgeschichte. Morgens gehe ich in die Felder und suche einen Aussichtspunkt, von dem aus ich den Bezirk überblicken kann. Als ich zurückkomme, steht eine Frau vor dem Tor, das auf die Straße hinausgeht. Aus ihrem Lächeln wird nichts, da ich nicht lächle. Grüßgott. Sie schaut auf meine zusammengeflickten Lippen. Wollen wir hineingehen? Ich sage, ich bin hier nur zu Gast, und bleibe stehen. Die Frau ist vom örtlichen Bauernbund. Wegen der Feldmausplage. Die Bauern stehen mit den Kosten für die Bekämpfung allein da. Deshalb wird jetzt gesammelt, um Maßnahmen zu finanzieren. Die Frau hält ein Klemmbrett hoch. Alles transparent, Spenden, Aufwendungen, Budgetposten. Gift? frage ich. Sie wissen, sagt die Frau, wir dürfen nur Ratron verwenden. Das muss tief eingebracht werden. Ich nicke. Sie lächelt jetzt doch. Wir planen einen beispiellosen, flächendeckenden Einsatz. Unser Präsident, sagt die Frau, hat Verbindungen. In anderen Ländern gibt es Köder mit verschiedenen Wirkstoffen. An die dreihundert Erntehelfer werden geholt, vor allem aus Rumänien. Die fragen nicht, die sind froh, wenn sie Arbeit haben. Hundert Tonnen Gift, innerhalb einer Woche, unter alle Äcker im gesamten Bezirk. Sie streckt mir das Klemmbrett entgegen. Wir tragen hier Ihren Namen ein und hier den Betrag, und Sie bekommen von mir einen Erlagschein. Außer Sie möchten anonym bleiben, manche Großspender haben das bevorzugt. Unser Präsident? Die Frau ruckt mit dem Kopf. Lieber nicht, sage ich. Natürlich, sagt die Frau, Sie sind ja auch nicht von hier. Sie schaut mir ins Gesicht. Sind Sie allein? Nein, sage ich, mein Mann kommt heute noch. Sie lächelt. Ich lächle zurück. Der Schmerz ist immer auch eine Erleichterung, weil die Spannung nachlässt. Die Frau sieht zu, wie der Blutstropfen sich aus der frisch eingerissenen Unterlippe löst und über mein Kinn läuft. Erst als er auf meine Brust fällt, gelingt es ihr, den Blick zu heben. Ich schaue ihr in die Augen, ich lächle. Bald wird die Naht so weit verheilt sein, dass es nicht mehr blutet. Die Schwellung ist bereits abgeklungen. Und wie lange bleiben Sie bei uns? fragt sie. Vermutlich werde ich bald abreisen müssen. Die Frau nickt. Ich warte, bis sie nicht mehr zu sehen ist, ehe ich das Tor öffne. In der Unterkunft schrillt es. Endlich begreife ich, dass mein Telefon läutet, das sonst immer auf lautlos gestellt ist. Ich finde es neben dem Bett auf dem Boden. Was ist los? frage ich. Es brennt, flüstert Silvius, bei uns. Ich gehe nach draußen, überquere den Innenhof, Silvius' fiebrige Stimme am Ohr, stoße das hintere Tor auf. Ich schaue über die Wiese zum Horizont. Im Bundesland mit der niedrigsten Zahl an Waldbränden. Niemand hat geglaubt, dass der Moorboden je so trocken werden könnte, flüstert Silvius, aber ich habe es gewusst.

Erdfeuer sind Silvius' Lieblingsfeuer. Sie schreiten in der Humusschicht voran und bleiben oft unbemerkt. Erdfeuer sind am schwierigsten zu löschen. Die Glutnester im Boden können sich nach Monaten wieder entzünden. Kommt das Feuer bis hierher? Als Erdfeuer nicht, da ist der Fluss dazwischen, sagt Silvius. Damit es ein Vollfeuer wird, fehlen Wind und Baumbestand und der zündende Funke. Es wird bereits bewacht. Das Erdloch zu meinen Füßen sieht verlassen aus. Ich fahre noch heute los, sagt Silvius, kommst du mit? Ich bleibe bei den Mäusen. Komm mich danach besuchen, sage ich, und berichte mir. Die Maus zeigt sich nicht, bis es abends zu dunkel ist, um sie zu sehen. Lauffeuer, hat Silvius gesagt, kannst du vergessen bei der Windstille. Spätabends ist der Himmel noch blau, davor zeichnen sich dunkel die Bäume ab. Vollkommen reglos. Nicht ein Hauch. Schau ich lange hin, setzt ein Drehschwindel ein. Die Umrisse der Bäume sind das Dahinter, ausgeschnitten aus dem Himmel, Öffnungen ins nachtschwarze All. Jenseits der freundlichen Himmelskuppelillusion. Erdfeuer verbinden Oberwelt und Unterwelt. Sie verbrennen, was dem Erdreich angehört, und atmen den Sauerstoff der Atmosphäre. Zum Einschlafen frage ich mich, ob man, wenn das Feuer im Schlaf kommt, von der Wärme wach wird, vom Geruch oder von den Geräuschen. Manchmal muss ich sehr genau hinhören, um sicher zu sein, dass es Silvius' Atem ist, den ich vernehme, wenn wir schweigen. Es gibt vielleicht einen uralten Instinkt, der uns warnt. Silvius kann seit Jahren nicht richtig schlafen. Ich stelle mir vor, wie mich das Rauchgas vom Schlaf tiefer in die Bewusstlosigkeit gleiten lässt. Nach einiger Zeit führt der Sauerstoffmangel, noch tiefer, zum Hirntod. Ich sehe die Holztür nachgeben und das Feuer hereinkommen. Ich möchte wissen, ob der Schmerz mich noch einmal aus der Ohnmacht holt, wenn mein Fleisch zu brennen beginnt. Untertage sind die Flammen täuschend ruhig. Als könnte man sie bitten, zur Seite zu treten. Und das tun sie auch, um dann aus dem Nichts wieder vor einem zu stehen, nun zu zweien, tänzelnde Irrlichter. Ich hätte nicht in diesen Schacht steigen sollen. Immer tiefer muss ich hinab, um meine Beine vor dem Eingeschlossenwerden zu bewahren. Die Erde umgibt bereits meine Waden, dann beide Knie. So fest stoße ich mit den Füßen gegen das untere Bettende, dass ich mich endlich aus dem Schlaf gerüttelt habe. Nicht eine Sekunde darf ich dem Zentnergewicht nachgeben, schon sinke ich zurück, schon stehen mir die ruhig flackernden Flämmchen wieder vor Augen. Tut mir leid, sagt die Frau im Geschäft, und ich weiß, dass ihr Mann, der an der Kassa bedient, zuhört. Tut mir leid, es gibt nichts mehr. Hinter ihr lagern auf Holzstellagen die Brotlaibe. Haben Sie nichts gehört von der Lebensmittelknappheit, wissen Sie denn nicht, dass wir so gut wie keine Getreideernte hatten? Ich deute auf die Brotlaibe. Alles vorbestellt. Auf der Vitrine steht ein Korb mit Gebäck. Ein Weckerl, sage ich. Wie gesagt, alles vorbestellt. Wir

schauen uns an. In ihrem Gesicht eine Regung von Mitleid. Toastbrot, sagt sie. Ich kaufe in Scheiben geschnittenes, in Plastik verpacktes amerikanisches Toastbrot. In der Unterkunft angekommen, ist das Plastik innen feucht von Kondenswasser. Silvius hat Champagner mitgebracht. Du siehst tatsächlich aus, sagt er, als hätte dich jemand ins Gesicht geschlagen. Hätte ich im Krankenhaus einen Mann dabei gehabt, sage ich, hätten die ihn auf der Stelle verhaftet. Ich kann leise lachen, wenn ich den Mund nicht zu weit öffne. Als es Abend wird, zeige ich Silvius die Bank vor dem Tor. Wir stellen die Champagnerflasche auf den Boden, neben einen Teller mit einigen Toastbrotscheiben, die ich im Ofen getrocknet habe. Normalerweise ist es hier sehr still, sage ich. Die meisten Erntehelfer sind im Ort untergebracht, in der Feuerwehrrhalle und der Volksschule. Es herrscht große Betriebsamkeit, der Lärm der Zurüstungen dringt bis zu uns. Der Horizont färbt sich orange und rot. Da hinten, sagt Silvius, brennt es. Erzähl. Es ist wunderschön. Stell dir vor, sagt er, eine Moorlandschaft, nur hie und da Grüppchen von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Fernab jeder Ansiedlung. Der Sicherheitskordon beträgt einige Kilometer, die Straßen sind gesperrt. Niemand ist zu sehen außer den Feuerwehrleuten, die an vier Eckpunkten stehen, zu weit voneinander entfernt, um sich zu unterhalten. Rauchen dürfen sie nicht. Die Helme haben sie neben sich auf den Boden gestellt, desgleichen die schweren Schutzjacken. Das unterirdische Feuer heizt den Augusttag weiter an, fünfundvierzig Grad sind längst überschritten. Stell dir die Stille vor. Die Brandfläche ist zu einem heiligen Hain geworden, die Feuerwehrleute zu seinen Wächtern. Schweigend und unbewegt ertragen sie die Hitze. Stell dir vor, du schaust mit ihnen über die weite Fläche, über dem Erdboden spiegelnd heiße Luft. Wenn du bereit bist, das Ganze für Trug zu halten, lodert irgendwo eine Flamme aus dem Boden, durchscheinend, aber entschieden gelb und rot und blau. Und sie unternehmen nichts, sie lassen das Feuer in der Erde wohnen? Sie überwachen die Ausbreitung, sagt Silvius, sie haben Gräben angelegt. Schau, sage ich, aber als in der Nähe eine Maschine dröhnend gestartet wird, ist der Schatten verschwunden. Vielleicht habe ich mich getäuscht. Ich habe die Maus seit einigen Tagen nicht mehr gesehen und angenommen, sie habe sich bereits im Keller versteckt. Stündlich, sage ich, wird der Gifttransport erwartet. Nach Mitternacht, als es ruhig geworden ist im Ort, gehen wir los. Die große Lagerhalle ist das Hauptquartier. Hier soll das Gift ausgegeben werden. Im Schein einer Außenlampe sitzen einige Gestalten auf Bierbänken, trinken und rauchen. Als wir näherkommen, verstummen sie. Zwei Männer stehen auf und treten uns entgegen, die Hände hinter dem Rücken. Guten Abend, sagt Silvius. Unter denen, die sitzengeblieben sind, ist eine Frau, ich erkenne die Spendeneintreiberin. Hallo, sage ich, wir kennen uns. Ich lege eine Hand auf Silvius' Schulter. Sehen Sie, mein

Mann. Sie sind tapfer, hier Nachtwache zu halten, sagt Silvius. Wir sitzen nur beisammen, sagt einer der Männer. Sie haben die Hände nicht hinter dem Rücken hervorbewegt. Ich sage, einen schönen Abend noch. Silvius nimmt meine Hand in seine, als wir weitergehen. Dein Mann, sagt er. Kurz, sage ich, habe ich mich gefürchtet. Niemand ist auf den Straßen. Den Erntehelfern hat man untersagt, ihre Unterkünfte nach einundzwanzig Uhr zu verlassen. Morgen bei Sonnenaufgang soll es losgehen. Die meisten Mäuse sind in den letzten Tagen weitergewandert, zu den Weinstöcken und in die Obstgärten. Sie tragen bereits das Virus in sich, das den Bestand bald auf ein Minimum reduzieren wird, wie immer, wenn die Population ihren zyklischen Höchststand erreicht hat. Silvius und ich verlassen den Ort noch bei Dunkelheit. Als es hell wird, überqueren wir den Fluss. Schau, sagt Silvius. Was ich für Morgennebel gehalten habe, ist Rauch. Das Erdfeuer hat schwelend die Wächter passiert, es hat die Gräben an den Stellen, wo sie nicht tief genug waren, unterlaufen und ist zugleich mit uns am Fluss angelangt. Als Silvius aus dem Auto steigt, züngeln vor seinen Füßen Flämmchen aus dem Boden. Ich erkenne die Irrlichter. Ich sehe an meinen Beinen hinunter. Der Boden ist zu trocken, um nachzugeben. Die Irrlichter wissen, wo sie auftauchen, sie züngeln auch an der Oberfläche ruhig und beherrscht. Im Kofferraum finden wir eine Schaufel und einen Terrakottatopf. Silvius hat auf der anderen Seite des Flusses eine kleine Grube in der richtigen Tiefe ausgehoben. Wir legen das übergesetzte Stück Gluterde hinein und der trockene Humus beginnt zu glosen. Der Geruch lässt uns innehalten. Herbst, sagt Silvius, erinnerst du dich? Er atmet schwer. Ich lege beide Hände auf meine Brust. Ein heftiger Schmerz, ein Stechen, ein Ziehen. Das ist der Rauch, sage ich, geht auf die Lunge. Die Flämmchen strecken sich nach der trockenen Vegetation, den Gräsern, die sich über den Grubenrand beugen. Wir müssen uns beeilen, Erde auf die Glut zu häufen, aber unsere Bewegungen sind langsam. Spann die Muskeln an. Lass die Müdigkeit nicht zu. Die Irrlichter tänzeln. Vom Rauch tränen unsere Augen. Ich lehne den Oberkörper zurück. Es ist gut, sage ich. Die Grube ist zugedeckt. Unauffällig und beharrlich schreitet das Erdfeuer voran und ist zehn Tage später in der Ortschaft angekommen. Es trifft auf das in der Erde verbliebene Gift. Die heftigen Explosionen bringen es an die Oberfläche. Aus dem Erdfeuer wird ein Lauffeuer, das nach dem trockensten Sommer der Messgeschichte so viel Brennmaterial findet, dass es sich seinen eigenen Wind macht, aus wechselnden Richtungen. Das durch die Verbrennung freigesetzte Nervengift verbreitet sich als Gas. Wer es einatmet, kommt unter den Anzeichen einer inneren Erstickung zu Tode. Bei niedriger Dosierung und rascher Behandlung überleben manche mit schweren Schäden an Nieren, Leber und Herz. Toxische Lungenödeme sind immer noch möglich. Das Feuer gelangt an den Bäumen hinauf und verbreitet sich von Krone

zu Krone. Das Kronenfeuer läuft dem Bodenfeuer voraus. Ein Vollfeuer mit sehr hoher Ausbreitungsgeschwindigkeit, das nicht mehr gelöscht werden kann. Die Feuerwehr beschränkt sich auf Evakuierungsmaßnahmen. Niemand unterscheidet zwischen den Detonationen, die aus allen Richtungen zu hören sind. Erst wenn alles vorbei ist, wird man möglicherweise entdecken, dass in den dichten Waldgebieten hunderte Minen und Granaten aus dem letzten Weltkrieg explodiert sind. Mehr als drei Wochen dauert es, bis das Feuer weiterzieht. Der Bezirk ist beinahe vollständig abgebrannt, nur wenige Häuser sind durch Zufall verschont geblieben. Überlebt haben die Mäuse in den Kellern.